

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 18.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 15.

„Sie haben Recht,“ sagte Charles Maturage, „das Auskommen des Zweifels ist unendlich viel mehr als eine feine Reue, es ist eines der größten Ereignisse seit dem Ursprung des Menschengeschlechts. Ich weiß nicht, ob Feuer, Schrift oder Druck von größerer Bedeutung sind, aber ich sehe deutlich, daß das langsame Geschöpf, welches der Mensch geworden war, weil er seine Vordringlichkeiten dazu geopfert hatte, das Weltall zu betreten, wieder ein schnelles Geschöpf geworden ist, und zwar eines der schnellsten. Die Tragweite dieser Thatfache ist unerschöpflich, und ich will hier nicht erörtern, was man kürzlich gedruckt hat, das Fahrbad sei das erste Stadium der Luftschiffahrt; der Mensch lernte dabei, sich auf dem Fluidum im Gleichgewicht zu halten und erwerbe sich die schnelle und scharfe Sehkraft des Habichtes.“

Vor achtzehn Monaten hatte ich das volle Gefühl dieser großen organischen Umwälzung bei einer Gelegenheit, die so entsetzender war, daß ich sie so bald nicht wieder aus der Erinnerung verlieren kann. Sie wissen, daß ich damals die großen Sunda-Inseln Sumatra und Java bereiste, mit dem holländischen Geographen Moor und unserm Geologen Kousfelle. Wir fuhren den Fluß Banouou-Affim abwärts, inmitten fürchterlicher Wälder und schrecklicher Landschaften. Riesige Kolodile schlafen in den Buchten und auf den kleinen Felsvorsprüngen; am Saume der Wälder zeigt das Rhineros das massive Profil eines Thieres aus der Tertiarperiode; der Affe fliehet in die Wipfel der Bäume, welche ihre langen Blätter wie hochragende Säulen in die Luft strecken, und überall zeigt sich der tragische Herr und König der Dschungeln und Wälder, der Tiger, welcher noch immer ein Besieger des gelben Mannes und des schwarzen Hindu, der von seiner alten arischen Machtstellung herabgesunken ist.

Wir landeten eines Abends in dem Neubruh von Rieuwenbuis. Dort haben sich ungefähr ein Duzend niederländischer Colonisten angesiedelt, welche von einer ganz Besondere aus Malacca und Siamen bedient werden. Die ausgebreiteten Anpflanzungen, welche etwa zwei Quadratmeilen umfassen, schäffen eine Nahrung in dem wunderbaren Urwald. Das eigentliche Dorf liegt gegen die Tiger besetzt, welche auf demselben Boden zweimal, im Jahre 1811 und 1853, die malayischen Colonien überfielen und die Einwohner trafen.

Während wir den Dubelant gewahrte uns die lebenswürdigste Gastfreundschaft. Auf der Terrasse seines hölzernen Schlosses genossen wir einen jener Abende mit seiner duftigen Dämmerung, den schimmernden Leuchtflüssen und dem lieblichen Lauf der Gestirne, die wie feurige Tropfen in der Aethydra des unendlichen Weltens rauchschwammen. Die großen Sternschnuppen, welche von Zeit zu Zeit über den Himmel schossen, schienen das Signal von Schiffen, welche den ätherischen Horizont durchsuchten, und der Wald erhob seine gewaltige Stimme, welche das ewig neue Drama zwischen den angstvoll ruhenden Pflanzenfreieren und den Raubthieren verkündet, die ihren Sieg und ihre Wuth in die Nacht hinausbrüllen.

„Tödtet die Tiger hier oft Menschen?“ fragte ich unseren Wirth nach der Erzählung einer Jagdgeschichte.

„Nein. Vielleicht drei oder vier in zehn Jahren. Zunächst versuchen sie keinen Angriff auf's Dorf mehr; sie haben endlich eingesehen, daß ihre Kraft dazu nicht ausreicht. Alle Thiere würden es lernen, das Leben des Menschen zu achten, wissen Sie, wenn man die geeigneten Erziehungsmaßregeln ergreift. Das ist so vollkommen wahr, daß seit langer, langer Zeit kein niederländischer Colonist nach zweifelhaftem Aufenthalt mehr angegriffen worden ist. Dagegen müssen die Chinesen, Malacca und neuen Antömlinge auf ihrer Hut sein. Seit langer Zeit gäbe es für unser Geschlecht keine gefährlichen Thiere mehr, wenn wir es verstanden hätten, die Welt anders zu regieren.“

„Aber es giebt hier doch viele Tiger?“

„Unabhängig im Walde. Selbst am besten Tage ist ein Ausflug zu nahe am Waldesraume nicht zu empfehlen.“

Wir verweilten noch einige Zeit beim Kaffee, den wir beim Scheine blauer Lampen tranken, die ein mattes Licht in die Nacht hinauswarfen, und dann konnten wir ein wenig Ruhe genießen.

Nachdem ich eine Tasse Thee zu mir genommen hatte, streifte ich ein wenig in der Nähe des Hauses umher. Ich schwankte, ob ich einen Spaziergang in die Umgegend unternehmen oder einen Stoß Kaffee ordnen sollte, als meine Aufmerksamkeit auf ein prachtvolles Fahrbad gelenkt wurde, das in einem Schuppen stand.

Ich erkannte eine der berühmtesten amerikanischen Fabrikmarken. Nun war ich nicht mehr gefahren, seit ich auf einem Ausfluge bei Malacca mein Rad zerbrochen hatte, und wie Sie wissen, bin ich ein leidenschaftlicher Radfahrer. Ich will mich nicht rühmen, wenn ich daran erinnere, daß ich mit Wasser um die Wette gefahren bin, und die Partie um Armeslänge gewonnen habe.

Beim Anblick der vortheilhaften Maschine wurde ich von einer so unbezwing-

lichen Begierde erfaßt, wie sie die echten Radfahrer mit den Rauchern und den Morphinomane theilen. Erst verlor ich die Lust zu weitersehen, dann zog ich das Bicycle ganz allmählich heraus, und dann stieg ich auf, mit dem festen Entschlusse, es bei einem kleinen Versuch bewenden zu lassen. Ein ziemlich guter Weg führte am Hause vorbei, er war früher von den Malacca angelegt, die dann von den Niederländischen Kolonie fertiggestellt worden. Ich flog dahin, es war ein köstliches Gefühl, so schnell wie auf der Rennbahn. Es war in der That eine vollkommene Maschine, leicht zu lenken, sehr empfindlich und schnell. Eine unbezwingliche Lust faßt mich, und da ich sicher weiß, daß unser liebenswürdiger Wirth es nicht übel nehmen wird, lasse ich mich fortsetzen und laufe in beschleunigtem Tempo zwischen den Reis- und Kaffeepflanzungen dahin.

Fünf oder sechs Kilometer trennten mich vom Walde: ich hatte sie in wenigen Minuten durchst. Ich befand mich vor einem grünen Ozean, der sich im Morgenwinde leicht bewegte, und mir fiel der Rath meines Wirthes ein. Aber die einfältige Sicherheit, welche aus voller Gesundheit, der Schönheit des Tages und einem leichten Kauch in der frischen Luft entspringt, weicht mir bald andere Gedanken. Die Erinnerung kam und verschwand, wie manchmal eine Abnung mit Blitzesschnelle in uns auftaucht und ebenso rasch vergeht. Ich bemerkte, von dem Zauber der Landschaft gefesselt. Um besser den ganzen Reiz zu genießen, stieg ich vom Rade. Bäume, welche den Stempel der Jahrhunderte trugen, gewaltige Schlingpflanzen und farbenprächtige Blumen sangen mir in Rauschen des Waldes eine geheimnißvolle Strophe aus dem großen Gedichte des Weltens auf, wo der Mensch noch als armes, vom Früchten sich nährendes Geschöpf durch Wälder und Steppen irrte. Ein kleiner See, auf welchem Lotusblumen sowie Wasserlilien blühten, breitete sich anmuthig im Halbdunkel des hängenden Geweizes und erschien mir wie das liebliche Antlitz des Glückes. Ich setzte mich auf einem Granitblock und verlor mich in Traumbildern.

Während ich so sah, machte es in den Zweigen, und ein zugleich schwerer und leichter Körper bahnte sich den Weg zum Ufer des Sees. Mir stand das Herz stille. Eine entsetzliche und schwere Angst schnürte mir die Brust zusammen. Dreißig Schritte von mir war das furchtbare Thier, der König der Raubthiere aus dem Dunkel des Waldes aufgetaucht. Einen Augenblick blieb die elegante Silhouette, der Kopf des Tigers mit den goldig funkelnden Augen unbeweglich, es war sicherlich eines der größten Thiere seiner Art. Ich war durch zwei oder drei niederhängende Palmzweige verdeckt und wagte nicht, mich zu rühren. Um mein Rad zu erreichen, mußte ich bis an den See gelangen. Das war unmöglich, ohne die Aufmerksamkeit des Thieres zu erregen und in zwei Sätzen hätte es mich eingeholt. Wie sollte ich in dem Zeitraum dieser beiden Sprünge auf's Rad gelangen, und davonfahren? Und selbst wenn ich die Chance der Ueberraschung für mich hatte, war ich darum doch noch nicht gerettet, wenn das Thier sich entschloß, die Verfolgung aufzunehmen. Ein Fahrbad kann wohl schneller eine Meile zurücklegen als ein Tiger, kann es aber gegen die furchtbare Gewalt der ersten Sätze den Tiger wagen? Ich glaubte es nicht und nach einer Synopse von mehreren Sekunden blieb ich zitternd auf meinem Platze; während mir das Herz wie ein Hammer in der Brust schlug und mein Mund so trocken war wie ein Stein. Ich hatte keine Waffe zur Hand, nicht einmal den Revolver, welchen ich immer bei mir zu tragen pflegte, und den ich fataler Weise heute Morgen vergessen hatte.

Ich hegte die geheime Hoffnung, daß das Ungeheuer sich an nächtlichen Opfern reichlich gesättigt hätte und nur an den See gekommen war, um seinen Durst zu stillen. Vielleicht hatte es auf seinen weiten Wegen keine Tränke angetroffen und war nach dem Fräse von einem unlöschlichen Durst gequält worden, wie er bei Regen vorkommen soll.

Aber wenn der Tiger wirklich seine Zunge im See benetzte, so schien ich doch keineswegs der Durst zu treiben. Bald hob er sein feuchtes Maul und blinzte forschend um sich. Eine innere Uebereizung sagte mir, daß er, meiner Hoffnung entgegen, sein Glid auf der Jagd gehabt hatte und seine Entschädigung für die schlechte Nacht gesucht.

Eine falsche Bewegung und ich war diese Entschädigung.

Die Zeit, welche der Tiger unbeweglich dahand und seine toposfarbenen Augen langsam von Baum zu Baum,

von Gebüsch zu Gebüsch schweifen ließ, schien mir in den Qualen der Todesangst von einer fürchterlichen Länge.

Einen Augenblick glaubte ich, er wolle sich zurückziehen, denn er wandte sich mit völliger Gleichgültigkeit dem Walde zu. Dann aber streckte er ganz plötzlich bei der Bewegung eines Vogels im Laube den Hals lebhaft vor und ein phosphorartiges Leuchten blühte in seinem Auge auf. Aber er sah nichts; den Kopf seitlich gewendet, ein wenig zur Schulter geneigt, verbarre er in so graziöser Stellung wie eine lauernde Raqe. Offenbar aber schwankte er, welchen Weg er einschlagen sollte. Ich hörte nicht nur mein Herz, sondern auch gleichsam mein Gehirn pochen. Endlich faßte das Thier einen Entschlusse. Es wandte sich von Neuem dem See zu und machte einen Schritt nach dem Ufer. Dieser Schritt brachte es mir nicht näher, es war möglich, daß der gewählte Weg in einer günstigen Richtung lag. Aber bei einem zweiten schnelleren Schritt packte mich das Entsetzen. Ich machte einen Sprung, noch einen, und ergriff mein Fahrbad.

Ich befand mich in einem solchen Fieber, daß ich mir zuerst keine Rechenschaft geben konnte, ob der Tiger sich bewegt hatte oder nicht, aber in der Sekunde, als ich mich auf den See schwanke, sah ich, wie der große Körper sich duckte und hörte den Sprung. In demselben Augenblick legte ich das Rad in Bewegung.

Trop der Erregung waren meine Bewegungen sicher fest und behende. Es schien, daß ich ganz Instinkt geworden war, daß jede Faser in mir der dunklen Kraft gehorchte, die uns hundertmal besser durch drohende Gefahren führt als die larche Ueberlegung. Noch wenigen Umdrehungen hatte ich eine große Geschwindigkeit erreicht; in dem winzigen Zeitraum, der zwischen dem ersten und zweiten Satz des Tigers verfloß, war ich nun kampfsähig geworden. Es handelte sich darum, auf eine Strecke von etwa fünfzig Metern einen, wenn auch noch so kleinen Vorprung zu behalten, dann würde wahrscheinlich die Geschwindigkeit des Tigers weniger furchtbar werden, wenn sie auch gewaltig genug blieb. Ich eilte mit einer wahrhaftigen Hast vorwärts, aber beim vierten Sprung war der Abstand auf wenige Schritte zusammengesmolzen, beim fünften brauchte das Thier gleichsam nur noch die Tage auszufrieden; beim sechsten verdrängte es den pneumatischen Keifen. Ich hielt mich für verloren; jede Anstrengung, die ich noch machte, schien mir vergeblich. Aber die Tage verdrängte ihr Ziel, streifte es laum; und während das Rad seinen Weg fortsetzte, hatte die Geschwindigkeit des Thieres beim achten Sprunge um ein Geriniges abgenommen, gerade aus dem Grund, weil er sein Ziel verdrängt hatte. In diesen schwindelnden Sekunden hatte ich die Eingebung, setz das Rad einem Cujavaapfelbaum zu lenken, der am Rande des Sees stand, und so entkam ich noch einmal, weil mein Verfolger ohne Zweifel schwankte; denn der Cujavaapfelbaum hinderte ihn an einem vollen Sprung oder zwang ihn, seine Richtung zu ändern. Trozdem ich jetzt den äußersten Grad der Schnelligkeit erreicht hatte, hegte ich keine Hoffnung mehr. Ich stülzte nur zu genau, daß ein oder zwei Sätze des Gegners den Kampf ein Ende machen mußten. Bei dem nächsten Sprunge wurde ich wieder fast erreicht, aber in der Sekunde, als das Rad der Tage entlang, sah ich, daß ich über einen ziemlich langen und sehr schmalen Steg fahren mußte, der über einen kleinen Bewässerungskanal führte. Dieser Anblick löste mir wieder ein wenig Muth ein. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß der Tiger einen Augenblick hängen würde, daß er vielleicht einige Meter einbüßte, wenn er den Weg über die Brücke langsamer zurücklegte. So geschah es auch wirklich. Als ich mich an der anderen Seite des Kanals befand, hatte ich der furchtbaren Raqe etwa zehn Schritte abgenommen. Ich glaube fast, daß ich in dem Freudensrausch über diesen Vortheil meine Geschwindigkeit noch erhöhte. Während der folgenden Sekunden holte der Tiger allmählich seinen Verlust wieder ein, jedoch nicht mit derselben Leichtigkeit wie zu Anfang, ein Hoffnungslosiger verlor ich meine Kraft, und bald verminderte sich der Abstand nicht mehr. Ich kann nicht sagen, daß meine Anstrengung sich verdoppelte, denn ich hatte den höchsten Grad erreicht, aber meine Kraft blieb sich gleich. Nach einigen hundert Metern hatte ich die freudige Gewißheit, daß ich mich nicht nur im Vorprung befand, sondern daß die Raqe einige Meter zurückgelassen war. Von einer kleinen Anhöhe ließ ich mich hinabgleiten wie ein Ball, der ganz allein weiterrollt, und so gewann ich wieder einen Vorprung. Schon schwelte ein Triumphgefühl mich

Brust mit frohem Pochen. Ich hielt mich für gerettet und trieb mein Rad mit unbändiger Freude vorwärts. Da stellte ein Umstand wieder alles in Frage. Am Saume eines Bananengeldes verperrete ein lebhafter Zweig, den irgend ein Arbeiter hingeworfen hatte, den ganzen Weg. Er war nicht zu umgehen und wie sollte ich mich unter diesen Umständen bücken oder absteigen? Ich sagte also ungeschämt den Entschlusse: ich nahm das Hinderniß. Unglücklicherweise wurden meine Bewegungen dadurch unsicher, und ich mußte einige Augenblicke etwas langsamer treten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das mußte das Raubthier bemerkt haben; es machte eine verweilte Anstrengung, und ich sah den Augenblick kommen, wo ich trotz allem in seine furchtbaren Klauen fallen würde. Eine Ohnmacht wollte meinen Geist lähmen; ich hatte ein schwindelndes Gefühl der Kraftlosigkeit, das eben so schrecklich ist, wie der Schwindel auf hohen Bergen, ein seltsames Gefühl der Erhebung in den Tod. Aber er wachte nur einen Moment. Im nächsten Augenblick hatte ich den vollen Kampf aufgenommen, und das war die letzte Anspannung der Kräfte. Obgleich der Tiger noch so schnell war wie ein gutes Rennpferd, hatte ihn das Fahrbad doch endgültig besetzt; bald gab er die Verfolgung auf, theils aus Muthlosigkeit, theils, ohne Zweifel, weil wir dem Dorfe näher kamen, das er fürchten gelernt hatte.

Tropdem fuhr ich mit ungeminderter Schnelligkeit weiter bis zum Hause meines Wirthes, und erst dort erwaute in meinem Herzen das gewaltige Staunen über die Gefahr, der ich glücklich entronnen war, die Freude am Leben und der Stolz, daß ich mit einem der geschwindesten und furchtbarsten Thiere der Schöpfung den Kampf der Schnelligkeit bestritten hatte. Seit diesem Tage habe ich die feste Ueberzeugung, daß seit dem jarten, elastischen, lebendigen Fahrbad eine neue Aera datirt, und weil ich vielleicht das erste menschliche Wesen war, welches den Tiger in einem positiven Rennen, nur mit Hilfe der Muskelkräfte befehigt hat, habe ich um so besser gefühlt, welches Wunder es für unser Geschlecht ist, daß seit Jahrtausenden unter die langsamsten Geschöpfe zählte, daß wir nun einen Platz unter den schnellsten Geschöpfen der Erde einnehmen.

Die beste Partie.

Novellette von Paul A. Kirjain.

Vor drei Jahren war Peter Gänther aus dem freien, fröhlichen Studentenleben hinüber in das Pflilsleben, in den ehrlichen Handelsstand getreten. Nicht gern hatte er es gethan, aber er mußte, weil es eben unumgänglich nöthig war.

Der Vater war plötzlich gestorben, und der jüngere Bruder konnte allein nicht die altbewährte Buchhandlung auf der ererbten Hölde erhalten und weiter fortführen. Da half es nichts — er mußte selber mit hinein.

Die Freunde und Kameraden gaben ihm noch einen tollernen Abschiedskommers, dann legte er Band und Mühe in die heilige Ede, in der man liebe Erinnerungen aufzubewahren pflegt, und ging in den staubigen Laden, zwischen die vergilbten und die frischen Bücher.

Als er eingearbeitet war, fing er an, an Reparaturen und Verbesserungen in dem alten Geschäft zu denken. Seit vierzig Jahren hatte sich da kaum etwas geändert, nun fühlte er, daß es geschähen müßte, wenn sie auf der Höhe bleiben wollten. Mit der ihm innewohnenden Energie ging es vor, aber er blieb bald vor etwas stehen, was er in all seinem Eifer übersehen hatte.

Eines Tages fehlte ihm nämlich Geld — Geld, um all die begonnenen Neueinrichtungen richtig und nupbringend fortsetzen zu können. Er besprach sich mit seinem Bruder, aber sie fanden keinen rechten Ausweg. Mühselig schleppen sie sich noch ein paar Monate hin, indem sie ihren Kredit so weit als möglich in Anspruch nahmen, dann aber war es aus. Sie fühlten, daß irgend etwas geschähen müßte, wenn sie nicht ganz zu Grunde gehen wollten, aber was war ihnen noch nicht klar. Selbst die Mutter wußte keinen rechten Rath. Wieder traten da die Brüder, wie in letzter Zeit so oft, zusammen, wieder sprachen sie hundenlang, und wieder gingen sie ohne ein besonderes Resultat auseinander. Nur wie im Scherz war von dem jüngeren, der schon Familie hatte, das Wort „reiche Heirath“ gefallen. Gelacht hatten sie Beide darüber, aber hatten blieb es doch.

Selbst Abends, als Peter zu seiner kleinen Jugendspielern, der blonden

Grethe ging, die in den letzten Jahren schon Sorge und Leid mit ihm getheilt, selbst da ging ihm der Gedanke noch durch den Sinn. Halb lächelnd erzählte er ihr endlich davon, lächelnd sollte auch sie darüber hinweg gleiten, aber sie blieb ernst.

„Du laßt, Peter,“ sagte sie, mit Thränen in den Augen, „aber hier, wir haben alle Pflichten, und wenn — wenn...“

Er ließ sie nicht aussprechen, sondern rief: „Um Geld heirathen, ich — nie!!!“

Und dann umfaßte er sie und küßte ihr die Augen wieder trocken.

Und sie hatte ihm geglaubt, wie er so offen und ehrlich vor ihr stand.

Aber die geschäftlichen Sorgen wurden immer größer und gewichtiger, es mußte ernstlich an Hilfe und Rettung gedacht werden.

Zimmer weiter entfernte sich für Peter der Gedanke, seine liebe, gute, aber völlig mittellose Grethe heinzuführen, und immer näher schwebte die Idee von der „guten Partie“. So weit, wie er sie einst von sich gewiesen, so nahe lag sie ihm jetzt als einziger Ausweg, der sich ihm bot.

Und schließlich mußte er es thun, denn Mutter und Bruder drängten immer stürmischer in ihn. Sie verlangten es von ihm als Pflicht, denn er hatte sie mit seinen Reparaturen und großen Plänen hineingerissen in die jetzige Noth, er sollte ihnen auch wieder herauszuziehen.

Da ging er zu seiner Grethe und sagte es ihr.

Sie sprach kein einzig Wort, nur blickte sie, daß man die Rederchen unter der feinen Haut sah. Ihm aber war, als er nach dem letzten Händedruck und dem jarten Abschiedskuß von ihr ging, als hätte er nun Alles begraben. Alles, was ihn einst an seine lädne, hochstrebende Zeit erinnerte, wo Freiheit und Offenheit, Geradheit und Ehrlichkeit die höchsten Güter waren — wo er noch kein Pflilsler war!

Und noch einmal packte es ihn, noch einmal, bevor er so gänzlich von Allem hielte, wolle er die alte Luft durchkosten, dann sollte es zu Ende sein mit allem Glück und aller Freude, dann sollte das Leben kommen, das rauhe Leben, das so unarmbrgig ihm ausienanderriß, was er so lange, so jart gepflegt.

Rach stürzte er da nach Hause, und aus seinem Allerheiligsten nahm er da wieder das Band und die Mühe, und den Zipfel an die Uhr, und ging als „alter Herr“ auf die Burschenthepe.

Da hingen an den Wänden die altbekannten Wappen und Bilder, die Schläger und die Rappen, und an dem großen Tisch, da saßen sie Alle wieder wie damals, wo er mitten unter ihnen war, ein häufiger und gern gesehener Gast, und sie streckten ihm die Hände entgegen und tranken ihm zu — in alter, festschwerer Kameradschaftlichkeit.

Sein Herz schlug zum Zerpringen. Einen vollen Krug ergriff er, der in der Nähe stand, und leerte ihn auf das volle Gedeihen der alten Burschenschaft. Die Freunde um ihn saßen es wohl, daß etwas Unbegreifliches heute in seinem Leben lag, aber sie wollten es ihm nicht merken lassen. Wenn wirklich noch etwas von Zusammengehörigkeit in ihm hedte, dann wußten sie wohl, dann würde er auch von selber reden. Und sie saßen — stiller wohl als sonst — und hörten ihm zu.

Als um Mitternacht der letzte Schlägerlieb, das letzte „Er“ verhallte, da brach man auf. Er war nicht mehr ganz fest auf den Beinen, aber alte Commilitonen, gleiche Semester geleiteten ihn. Und in der schönen Frühlingnacht, da ging ihm auch das Herz auf.

Er schüttelte den Kopf. Er fühlte auf einmal, er konnte den Wunsch der Mutter nicht erfüllen. Aber was er nun thun sollte, das wußte er erst recht nicht. Es schien ihm, als bliebe ihm nur der Tod als einziger Ausweg aus diesem Labirinth.

Das aber wurde seinen Begleitern endlich zu toll. Sie bielten ihm unter Gottes freiem Himmel eine Kiefen-Handpaute, wie er, der besten einer unter ihnen, so leicht verzagt sein konnte! Dann mußte er ihnen das Versprechen geben, zwei Tage nicht ohne sie zu thun — und damit brachten sie ihn nach Hause.

Zwei Tage darauf brachten sie ihm aber das nöthige Geld — zur Mitgift, wenn er seine kleine Grethe heirathete. Da ließ er spornstreichs in ihre Stube, und atemlos vor neuem Glück rief er sie zu, wie er jetzt im Stande sei — zu der „besten Partie“. Sie aber sagte wieder nichts. Sie küßte ihn, und half ihm später, in treuer Anhänglichkeit an all die Commilitonen, den großen Viebesdienst zu verwalten.

Und es ist ihr reichlich gelungen.

Vom jüngsten Fuhs, der beim „alten Herrn“ die Bücher schuldig blieb, bis zum ältesten Herrn, der sie endlich bezahlte, schwärzte Alles für die „beste Partie“.

Der Pudel als Detectiv.

Ein in einer kleinen Stadt wohnender Arzt hatte für seinen „Erdringen“ einen Kinderwagen angeschafft, den feinsten, den er in dem großen Rohwarengeschäfte aufreiben konnte. Alltäglich fuhr das hübsche Kindermädchen dann den jungen Doktor spazieren, stets begleitet von Lot, dem treuen schwarzen Pudel. Lot war ein sehr kluges, aufgewecktes Thier und schien dem Grundsatze zu hulbigen, daß schlecht fahren besser als gut gehen ist, denn nach wenigen Minuten schon pflegte er mit einem lähnen Sprung in den Kinderwagen zu springen und sich in den weichen Kissen bequem zu machen; ruhig litt er es, daß die weichen Patschhändchen des Kleinen sein göttliches Heil zerkauften. Eines schönen Tages jedoch nahmen diese idyllischen Spaziergänge ein jähes Ende, denn der Kinderwagen war verschwunden. Das Dienstmädchen hatte ihn wie alle Tage in einem Verschlag auf dem Hofe untergebracht; jetzt war er nicht mehr da, also augenscheinlich gestohlen. Alle Nachforschungen führten zu keinem Resultat, und die Doktorin machte sich nach einigen Tagen auf den Weg, um einen neuen zu kaufen. Lot ging schweigend neben ihr her, wie es einem wohlgezogenen Hunde geziemt. Da blieb Lot stehen, schnupperte in der Luft herum und sprang dann plötzlich mit mächtigen Sätzen auf die andere Seite der Straße. Dort umkreiste er in lustigen Sprüngen einen Kinderwagen, in dem zwei kleine Mädchen saßen, fortwährend ein lautes Gebell ausstößend. Die Doktorin wurde aufmerksam, sah sich den Wagen genauer an und dachte: „Himmel, das muß doch unser Wagen sein!“ Da sprang Lot aber auf einmal mit gewohnter Geschwindigkeit in den Wagen hinein und bellte so wüthend und benahm sich so ungeschäm, daß die beiden kleinen Inassinnen laut zu heulen begannen, während das große Mädchen, das den Wagen fuhr, vergebens die Angriffe Lots abzuweisen suchte. Nun trat die Doktorin näher und fand ihre Vermuthung bestätigt, es war in der That ihr Wagen. Das Bellen des Hundes und das Schreien der Kinder hatte einen Polizisten herangelockt, der der Führerin des Wagens denn auch bald das Geständniß erpreßte, daß sie den Wagen für ihre kleinen Schwestern „fortgenommen“ hätte. Lot aber erhielt für seine Klugheit eine große Wurf.

Einfaches Mittel.

Defertion war unter den oft gewaltig angeordneten preussischen Soldaten unter Friedrich Wilhelm dem Ersten und seinem Sohne ebenso häufig als schwierig. Einst war, wie Karl v. Sudow in seinem „Soldatenleben“ erzählt, ein Deferteur in bürgerlicher Kleidung durch eines der damals strengstens bemachten Thore Berlins entwischt, war aber wieder eingefangen worden und gab im Verhöre das Thor an, durch das er die Stadt verlassen hatte. Es war also nicht schwer, den Offizier zu ermitteln, der damals die Wache gehabt und an den Wänden die altbekannten Wappen und Bilder, die Schläger und die Rappen, und an dem großen Tisch, da saßen sie Alle wieder wie damals, wo er mitten unter ihnen war, ein häufiger und gern gesehener Gast, und sie streckten ihm die Hände entgegen und tranken ihm zu — in alter, festschwerer Kameradschaftlichkeit. Einen vollen Krug ergriff er, der in der Nähe stand, und leerte ihn auf das volle Gedeihen der alten Burschenschaft. Die Freunde um ihn saßen es wohl, daß etwas Unbegreifliches heute in seinem Leben lag, aber sie wollten es ihm nicht merken lassen. Wenn wirklich noch etwas von Zusammengehörigkeit in ihm hedte, dann wußten sie wohl, dann würde er auch von selber reden. Und sie saßen — stiller wohl als sonst — und hörten ihm zu.

Als um Mitternacht der letzte Schlägerlieb, das letzte „Er“ verhallte, da brach man auf. Er war nicht mehr ganz fest auf den Beinen, aber alte Commilitonen, gleiche Semester geleiteten ihn. Und in der schönen Frühlingnacht, da ging ihm auch das Herz auf.

Er schüttelte den Kopf. Er fühlte auf einmal, er konnte den Wunsch der Mutter nicht erfüllen. Aber was er nun thun sollte, das wußte er erst recht nicht. Es schien ihm, als bliebe ihm nur der Tod als einziger Ausweg aus diesem Labirinth.

Das aber wurde seinen Begleitern endlich zu toll. Sie biielten ihm unter Gottes freiem Himmel eine Kiefen-Handpaute, wie er, der besten einer unter ihnen, so leicht verzagt sein konnte! Dann mußte er ihnen das Versprechen geben, zwei Tage nicht ohne sie zu thun — und damit brachten sie ihn nach Hause.

Zwei Tage darauf brachten sie ihm aber das nöthige Geld — zur Mitgift, wenn er seine kleine Grethe heirathete. Da ließ er spornstreichs in ihre Stube, und atemlos vor neuem Glück rief er sie zu, wie er jetzt im Stande sei — zu der „besten Partie“. Sie aber sagte wieder nichts. Sie küßte ihn, und half ihm später, in treuer Anhänglichkeit an all die Commilitonen, den großen Viebesdienst zu verwalten.

Und es ist ihr reichlich gelungen.

Stimmt's?

Was die Frauen haben und nicht wissen, erklärt uns die „Wiener Mode“. Jede Frau hat den treuesten Mann, die intelligentesten Kinder, den größten Reiz mit den Dienftboten, die besten Kochrezepte, die billigsten Einkaufsquellen — aber nichts zum Ansehen. Eine Frau weiß, welche Fehler ihre Freundinnen besitzen und welche Vorzüge deren Männer, wie alt jedes junge Mädchen ihres Bekanntschaftes ist und warum es noch keinen Mann gefunden hat, was die Nachbarin kann, wie die Kinder anderer Leute zu erziehen wären, wie viel Zucker noch gestern in der Dose war, an welchem Tage das älteste Kind den ersten Zahn bekommen hat, aber sie weiß nicht — wo sich gegenwärtig die Schließel befinden.

Aus dem Eheleben.

Mann: „Ja, ich hab' ein Weib wie zwei!“

Frau: „Und ich einen Mann wie gar keinen!“

Enter Nath.

Wenn dir die Maid, die du erkoren, Mit einem Andern schnöd entwich, Dann laß die Beiden ungeschoren, Und sasse sie nicht, sondern — dich.